Der Bergbau in Romanen

Beispiele aus dem Ruhrgebiet und Niederländisch-Limburg

Jos Perry

Die Arbeitswelt unter Tage bleibt den meisten Menschen unzugänglich, und gerade deshalb hat die Grube seit eh und je den Außenstehenden fasziniert. Journalisten, Filmregisseure, Künstler und Schriftsteller haben Vorstellungen vermittelt, die ihrer eigenen Phantasie entsprungen sind. Geradezu „klassisch" geworden sind Bergwerksromane von Autoren wie Emile Zola, Archibald Joseph Cronin, Richard Llewellyn und Upton Sinclair. Vor allem der Einfluß von Zolas „Germinal" kann kaum überschätzt werden. Dieser Roman führt zwar ein naturalistisches Bild des Bergbaus in einem genau definierten Zeitraum und Revier vor, Nordfrankreich in den Jahren 1866/67, doch haben die von ihm gezeichneten Verhältnisse und Gestalten dank seines schriftstellerischen Talents geradezu eine universale Bedeutung erhalten.

Andere Reviere kennen ihre „eigenen" Romane, die sich von Zolas Werk nicht nur in historischen und regionalen Spezifika, sondern auch in politischen, moralischen und weltanschaulichen Tendenzen unterscheiden. Manche Autoren waren selbst als Bergmann unter Tage tätig oder in anderer Hinsicht mit dem Bergbau verbunden. Manche fanden ihre Leser vor allem im eigenen Revier, andere wurden weit darüber hinaus bekannt. Während der eine Autor im wesentlichen aus eigener Beobachtung und Erfahrung schöpfte, stützte sich der andere auf Dokumente und seine Einbildungskraft. Manche Bergwerksromane lassen sich gleichsam wie eine Reportage lesen, in anderen überwiegt die Phantasie. Wie verschieden auch immer in ihrem literarischen Wert und ihrer historischen Glaubwürdigkeit, zeigen diese Romane, jeder auf seine Art und Weise, wie Bergbau und Bergmann die Vorstellungskraft erregen.

Der vorliegende Aufsatz bezieht sich im wesentlichen auf Romane, die im 20. Jahrhundert veröffentlicht wurden und den Steinkohlenbergbau sowie die Bergarbeiter aus zwei Revieren darstellen: dem Ruhrgebiet und dem kleineren Revier in der niederländischen Provinz Limburg. Die historischen Verbindungen zwischen beiden Revieren sind vielerlei Art. Zahlreiche Limburger haben auf deutschen Zechen gearbeitet, zahlreiche Deutsche auf solchen in Limburg. Darüber hinaus gibt es enge Beziehungen beispielsweise in der Bergbausprache.

Störenfried

Arkadien ist ein altes Topos in Dichtung und Kunst. Heimweh nach dem unwiderruflich verlorenen Arkadien ist vielen Menschen seit der Romantik ins Blut gegangen. Und immer wieder hat die Grube die Rolle des „Störenfrieds" gespielt[1]. Ganz besonders gilt dies für das moderne, industrielle, groß angelegte Steinkohlenbergwerk. Die Schachtanlage bedroht und zerstört die soziale wie die natürliche Harmonie. So malt es beispielsweise Paul Grabein in „Die Herren der Erde. Roman aus dem Bergmannsleben" (1910) aus. Grabein (1869-1945), heutzutage vergessen, war ein produktiver, vielgelesener Romancier. Zeitgenossen lobten ihn als einen der besten deutschen Vertreter des sozialen Romans großen Stils.

Der Anfang seines Romans ist von Wehmut um die geschändete Natur durchtränkt. Die Hauptfigur, Volkmar Heckes, Sohn eines Bergwerksbesitzers an der Ruhr, kehrt nach der Ausbildung zum Bergreferendar in die Heimat zurück. Was er dort vorfindet, macht ihn traurig: eine trostlose Ebene, mit Schloten, Fördergerüsten und Arbeiterwohnungen bedeckt, vom schwarzen Kohlenstaub überzogen. Der Bergwerksbetrieb gleicht „einem riesigen, schwarzen Sarge". Hier erliegt alles Lebendige dem „Vernichtungskrieg gegen die Natur" (S. 3). Im Laufe der Erzählung gerät diese Idee aber in den Hintergrund. Genauer gesagt: Der Gegensatz zwischen Schwarz und Grün, Industrie und Land, Tod und Leben ist der Auftakt zu einer dramatisch zugespitzten Geschichte über Konflikte zwischen Menschen: Arbeiter und Unternehmer, Aufrührer und Ordnungsliebende, Väter und Söhne.

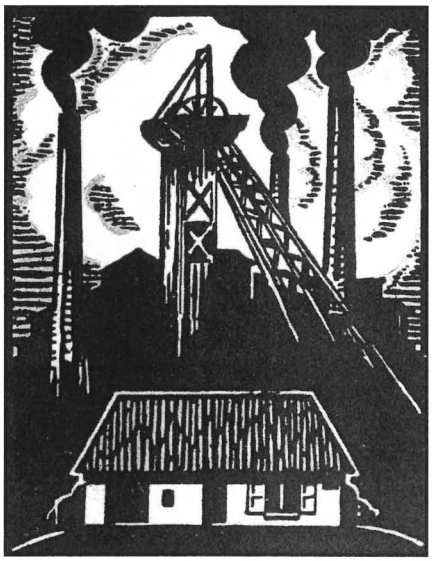
„Die Herren der Erde“ ist nicht nur ein „Bergwerksroman“, wie Grabein selbst sein Buch nannte[2], sondern auch ein Generationsroman. War Vater Heckes ein von seinen Untergebenen gefürchteter und gehaßter Autokrat, so verkörpert sein Sohn die Aussöhnung von Kapital und Arbeit. Die Geschichte endet mit der Wiederherstellung der Harmonie, der „uralten Ordnung der Dinge“. Das ergibt sich klar, wenn der Sarg mit der Leiche des einst so mächtigen alten Heckes an seinen Arbeitern vorbeigeführt wird. Mögen sie dem Autokraten zeit seines Lebens so oft „in finsterem Trotz und Haß“ den Gruß verweigert haben, jetzt neigen sie sich still vor dem Toten (S. 442).

Dieser hochstrebende Roman verknüpft eine Reihe von Motiven, die in Bergwerksromanen anderer Autoren zwar nicht fehlen, aber nur selten vereint auftreten. Obwohl Grabein mit Sicherheit kein Sozialdemokrat war, steht ein großer Teil seiner farbenreichen Geschichte im Zeichen des Klassenkampfes und des Sozialismus. Diese Elemente verbindet er mit einer Grubenkatastrophe, die Hunderten von Menschen das Leben kostet, „eine Katastrophe, wie sie Deutschland noch nicht gesehen hatte“ (S. 317). Ohne Zweifel diente die Katastrophe am 12. November 1908 auf der Zeche Radbod in Bockum-Hövel bei Hamm als Vorstück, die auch den holländischen Autor Herman Heijermans zu seinem Bühnenstück „Glück Auf!“ inspirierte[3].

Die Verbindung von Massenstreik und Grubenkatastrophe ist seit Zola eine klassische. Grabein, ein Romanist, kannte Zola und folgte dessen „Germinal“ in mancher Hinsicht nach. Nicht nur das Milieu der Zechenherren, sondern auch das der Bergarbeiter zeichnet er in lebhaften Szenen. Aber anders als Zola erblickt Grabein im Aufruhr nichts Positives. Sein Roman ist die Frucht des Wilhelminischen Zeitalters. Obwohl der Klassenkampf die Erzählung dominiert, siegt letzten Endes der gemeinsame Einsatz aller Gutgesinnten für das Wohl des Vaterlandes.

Verglichen mit Grabeins Arbeit ist das vier Jahre später veröffentlichte Werk des Limburgers Felix Rutten „Onder den rook der mijn (Unterm Rauch der Grube)“ eher bescheidenen Umfangs. Der Verfasser nannte es selbst eine „Novelle“. Es ist das erste Prosawerk, in dem der niederländische Bergbau eine beachtliche Rolle spielt, gewissermaßen sogar den Titelheld darstellt.

Friedensbruch ist auch hier das Leitmotiv. Während Grabeins Interesse in erster Linie der sozialen Disharmonie und den Bemühungen um ihre Überwindung galt, sind es bei Rutten vor allem die Landschaft und die moralische Ordnung, die verletzt werden. Während Grabeins Erzählung den Bergbau langsam aber sicher akzeptabel macht, überwiegt bei Rutten der Abscheu. Der Gegenwart mit ihren Schächten und Schloten zieht er die Vergangenheit vor, oder genauer gesagt, seine romantisch verklärten Vorstellungen von der Vergangenheit. Der



Umschlagbild zu Jef Claes „De meesters der Kempen (Die Herren der Kempen)“, Den Haag 1926

Bergbau zerstöre Ruhe und Harmonie der vertrauten bäuerlichen Gemeinschaft. Wie ein Magnet ziehe er fremde Elemente heran, was ihn zu einem Infektionsherd der Unsittlichkeit mache. Die Zeche bedeutet für Rutten vor allem eine sittliche Gefahr, den Teufel, die Hölle. Sie ist ihm das Sinnbild menschlicher Hybris.

In dem Roman wird Willem Stoffels, der diese Hybris verkörpert, Bergmann. Die Grube macht nicht nur sein Gesicht und seine Hände, sondern auch seine Seele pechschwarz. Fast unmittelbar geht es bergab mit ihm: Er flucht, er trinkt, er hört weder auf seine Eltern noch auf den Pfarrer, steckt seinen Lohn in die eigene Tasche. Das bringt uns also der Bergbau: Zügellosigkeit, Unglaube und den sittlichen Verfall. Die Bergarbeit erniedrigt den Menschen zu einem Tier, das im Boden herumwühlt. Im Gegensatz zur Landwirtschaft bleibt die Bergwerksarbeit letztlich ohne Frucht, „also ohne Befriedigung. Der Bergmann verwirklicht nichts. Es ist der Abbau des Leblosen in lebloser Nacht“ (S. 63). Deswegen kann es nur ein Motiv geben, um Steinkohle zu gewinnen: Habgier, die Habgier des Kapitalisten, der die Erde ihrer Schätze berauben will, um die eigene Schatztruhe zu füllen, und die Habgier des Arbeiters, der sich eine großzügige Belohnung erhofft. Und ist Habgier nicht eine der sieben Hauptsünden?

„Vom Pütt ist der Weg in die Hölle der kürzeste“, lehrt uns der Pfarrer inRuttens Roman. Gibt der schreckliche Grubenunfall, der Stoffels das Leben kostet, dem Pfarrer nicht recht? Und nicht nur Stoffels wird hier sozusagen noch tiefer in die Erde getreten: Die gesamte Gesellschaft ist in Gefahr, durch den Bergbau zur Hölle zu fahren. Die Grube repräsentiert für Rutten die Vergewaltigung „unseres schönen Limburgs“. „Onder den rook der mijn“ ist ein Monument des Limburger Chauvinismus[4].

Genauso ist für Jef Claes in seinem Roman „De meesters der Kempen (Die Herren der Kempen)“ die Grube ein fremder, unerwünschter Eindringling, Sinnbild des Materialismus, der Habgier und der Hybris. Das ehemals so friedliche Dorf wird zum Opfer derjenigen, die „nicht nur die unterirdischen Reichtümer, sondern auch die Seelenschätze eines Volkes rauben wollen“ (S. 72). „Der Frieden und die heilige Stille“ werden verjagt. Die entarteten Fremdlinge, die an allem schuld sind, sind in dieser flämischen Geschichte die Wallonen. Die Arbeit unter Tage ist reine Teufelsarbeit. Die Bergarbeiter, von Hause aus Bauernsöhne, lassen sich verführen vom angeblich leicht verdienten Geld und verlernen mitunter das Beten. Wer einmal Bergmann ist, wird bald ein Säufer, ein Zänker, ein Rabauke. Die einzige Lösung ist die Christianisierung der Grube. Obwohl Claes ein extremes Beispiel darstellt, findet sich die Angst um die Folgen der Steinkohlengewinnung in vielen ähnlichen Romanen und Erzählungen.

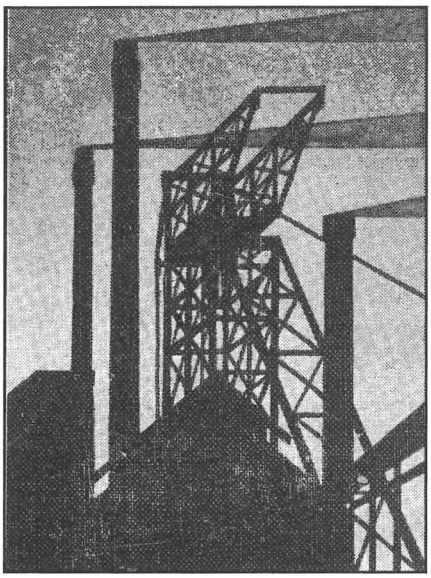
Die durchaus negativen Stereotypen von Rutten und Claes werden teilweise korrigiert in den Romanen und Erzählungen von J. Schreurs und S. Williams. Ihr Blick ist der eines praktischen Seelensorgers. Da es die Gruben, diese Fremdkörper, diese Störenfriede, nun einmal gibt, müsse man den daraus hervorgehenden sittlichen und sozialen Fragen energisch und kühn entgegentreten. Heiden gibt es, damit man sie tauft! In Schreurs „Kroniek eener parochie (Die Chronik einer Pfarrei)“ ist der Held ein katholischer Kaplan, während der reformierte Williams in seinen erbaulichen Romanen dem Pastor eine wichtige Rolle zuteilt. Es gilt, „aus der Not der Grube eine Tugend zu

machen und, statt einen Fluch, einen Segen“ (Schreurs 1941, S. 153). Wieso sollte das Lied der Arbeit unbedingt ein heidnisches Lied sein? Ist es doch für den Seelsorger eine große Herausforderung, sein Revier, dem eine Umwandlung von der Landwirtschaft zum Bergbau bevorsteht, dem Christentum zu erhalten.

Aus der Not eine Tugend machen, den heranrückenden Bergbau zu christianisieren und dadurch in eine Quelle segensreicher Wirkungen zu verwandeln, das ist der gemeinsame pastorale Traum des Rutten, Claes, Schreurs und Williams. Daß Geistliche in diesen Romanen eine wichtige Rolle spielen, ist daher nur konsequent. Ein fünfter Autor, einer jüngeren Generation zuzurechnen, sei hier kurz erwähnt: Louis Scholtes. Auch sein Roman über das Kohlenrevier in den 30er Jahren zeichnet den obligatorischen Pfarrer. Hier aber sind die Vorzeichen wesentlich anders als bei Schreurs gesetzt: statt eine Hilfe, ein Hirt zu sein, ist der Priester hier eine Qual. Die klerikale Bevormundung ist das Hauptthema Scholtes' Erzählung „Godsvruchtig geweld (Fromme Gewalt)“.

Eine ähnliche Perspektive ist im Roman der Martha Schlinkert-Galinski „Der Schatten des Schlotes“ (1947) zu erkennen. Es ist ein in diesem Zusammenhang auffallendes Buch, erstens weil es von einer Frau verfaßt wurde und zweitens weil die Geschichte, veröffentlicht kurz nach dem Untergang des Dritten Reichs, einen geschichtslosen, fast irrealen Charakter hat. Auch Schlinkert stellt Zeche und Natur in einem scharfen Kontrast einander gegenüber. In der Zeche konzentriert sich alle Grauheit der vom Materialismus durchtränkten „Großstadt“, die die Menschen zu Tieren herabwürdigt. Idyllische Reminiszenzen an frühere Zeiten auf dem Lande machen das Elend um so qualvoller. Menschen müssen beinahe Heilige sein, um in dieser verseuchten Industriewelt die sittliche Reinheit bewahren zu können. Daß dies den Hauptfiguren trotz allem gelingt, macht den Roman Schlinkerts zwar besonders erbaulich, aber nicht gerade spannend oder gar glaubhaft.

Abgesehen von Grabein, der an Ort und Stelle gründlich recherchierte, bleibt der Bergbau bzw. die Welt des Bergmanns in den bis jetzt genannten Romanen ein Buch mit sieben Siegeln. Es sind meist Veröffentlichungen besorgter Außenstehender. Das Bergwerk dient ihnen als Modell für „die moderne Welt“ mit ihrem Materialismus und religiöser Indifferenz. Heimweh nach der unberührten Natur und dem harmonischen Bauernleben ist ein Grundton. Das heißt aber nicht, daß dieses Heimweh nur bei Außenstehenden vorzufinden ist. Das gleiche Sentiment ist beispielsweise in der Bergmannspoesie sozialdemokratischer Prägung zu spüren: „Der Väter Bauerntum wird wiederkommen. / O braunes Herz der Erde, die laut ruft!“, dichtete Paul Zech[5], und aus ähnlicher Stimmung heraus schrieb Otto Wohlgemuth: „Ein übermächtig, krankhaft Heimbegehren“ quäle ihn bei dem Gedanken „an grünes Land, an Bäume, Frucht und Blumen, / an Sonnenschein und Tau und eine Hand / voll dampfender Ackerkrumen“[6]. Vom Heimweh nach der grünen Welt zeugt auch das Gedicht „Das Grubenpferd“ von Paul Zech[7]. Daß Gedichte wie diese nicht nur romantische Konventionen nachahmen, sondern eine Sehnsucht atmen, die zumal unter Bergarbeitern der „ersten Generation“ weit verbreitet war, darf man wohl vermuten[8].



Umschlagzeichnung von S. le Poole zu S. Williams „Naar de Mijnen (Bei den Gruben)“, Nijkerk 1932

Vom gleichen Gefühl zeugt das autobiographisch geprägte Werk des 1900 geborenen Bruno Gluchowski. Jahrelang arbeitete er unter Tage an der Ruhr. Sein Roman „Die Dörings – Arbeiterleben 1912 bis 1938“ ist ein Rückblick aus der Perspektive des politisch linksstehenden Gewerkschafters. Dem Vater Döring, zuerst Bergmann, später in einem Stahlwerk tätig, gelingt es in den 20er Jahren, eine eigene Gärtnerei auf die Beine zu stellen. So befreit sich diese Arbeiterfamilie aus der völligen Abhängigkeit von den Löhnen, die vom Vater und den älteren Söhnen in der Fabrik oder auf der Zeche verdient werden. Die Kinder Döring verbringen einen großen Teil ihrer Jugend weder in einem Arbeiterviertel noch in einer Vorstadt oder Kolonie, sondern „draußen“. Die Wohnung, in der sie aufwachsen, ist nicht anonym wie so viele Arbeiterbehausungen, nein, sie trägt sogar einen Namen: „der Honigkotten“. Es ist ein altes Fachwerkhaus mit tief herunterhängendem Strohdach. Außerdem gibt es dort einen schönen Garten, Tiere und Bienenkörbe. Hier verbringen sie eine glückliche, sorglose Jugend. So sollte das Leben immer sein: ein wolkenloses Arkadien.

Minotaur

„Der Förderturm, worin die großen Räder wie rasend in entgegengesetzter Richtung drehten, so daß man ihre Speichen nicht sehen konnte, erschienen ihm wie Kiefer eines Ungeheuers, das Fleisch aß“: Hier spricht der holländische Autor Jef Last. Auch er kannte seinen Zola, denn diese mythische Vorstellung einer Bestie, die sich von Menschenfleisch ernährt, gehört zu den Bauelementen von „Germinal“[9]. Daß nach wie vor gerade die Grube als Minotaur erfahren und dargestellt wurde, ist nur allzu verständlich. Immer wieder geschah es, daß Bergarbeiter von ihrer Arbeit unter Tage schwer verletzt, tot, manchmal sogar überhaupt nicht mehr heimkehrten. Auch wenn ihnen und ihren Familien das Schlimmste erspart blieb, kannten sie die Grube als ein gefährliches, furchterregendes Wesen, das ihnen ihre besten Kräfte raubte.

In der Minotaur-Vorstellung schmelzen Bergwerk und moderner Kapitalismus zusammen. Die Grube zeigt sich als grausamer Menschenfresser. Gefüttert wird dieses Ungeheuer von profitgierigen Personen, die ihre Mitmenschen kaltblütig opfern. Wie diesen Frevlern das Handwerk legen? In der stark politisierten Lage der jungen Weimarer Republik nährten Grubenkatastrophen wie die auf Minister Stein bei Dortmund, die im Jahre 1925 136 Todesopfer forderte, den Gedanken, daß innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft Arbeiterleben überhaupt nicht zählten, und dementsprechend forderte ein beim Trauerzug mitgeführtes Transparent: „Ins Zuchthaus mit den Schuldigen!“[10]

Aus ähnlicher Stimmung entstand Karl Grünbergs „Brennende Ruhr – Roman aus der Zeit des Kapp-Putsches“. Von einem arbeitslosen Kommunisten ver-

faßt, erschien dieses Werk zuerst als Fortsetzungsroman in der linken Presse. Nach der Buchveröffentlichung folgten mehrere Übersetzungen, besonders in der Sowjetunion war „Brennende Ruhr“ erfolgreich. Ernst Sukrow, ein Student, geht 1920 in das Ruhrgebiet, um auf der Zeche zu arbeiten. Aber dort werden seine romantischen Vorstellungen vom Bergmannsleben bald durcheinandergeworfen. Er lernt viel von seinem Kumpel Ruckers, einem älteren Bergmann, dessen jüngster Sohn nicht den Beruf seines Vaters ausüben wird: „Ich will nicht, daß er auch Bergsklave wie sein Vater wird“, erklärt Ruckers (S. 23). Schließlich beteiligt Sukrow sich am Kampf der Roten Arbeitermiliz gegen die Reaktion. Dabei entpuppt er sich als ein kompetenter, tapferer Anführer. Er überlebt die Kämpfe, verläßt aber das Ruhrrevier, wo er alles in allem „viel gelernt hat“.

Das eigentliche Thema dieses Romans ist weder der Bergbau noch der Bergmann, sondern es sind die sozialen und politischen Spannungen, verschärft von der Kohlen- und Lebensmittelknappheit. Es ist eine Episode aus dem turbulenten Anfang der Weimarer Republik, und in diesem Buch wird weniger gearbeitet als diskutiert und gekämpft. Obwohl sich der Held am Ende der Geschichte nicht zum Kommunismus bekennt, wird die politische Tendenz wohl keinem entgehen. Ein wichtiger Grund für die Wahl der Romanform war, laut Mitteilung des Verfassers, das Umgehen der Zensur.

Bemerkenswert ist, wie der Kommunist Grünberg in seiner Sicht des Bergmanns wie der Landschaft unverkennbar romantischen Traditionen unterliegt. Sehr hingezogen fühlt Sukrow sich zur Bergmannstochter Mâry, und er fragt sich nach den Gründen. Ist es vielleicht „dieser eigenartige Zug von Melancholie, der wie bei so vielen Grubenangehörigen auch in ihrem Gesicht die Tragödie dieses Berufes und dieser ewig trauernden Landschaft widerspiegelte?“ (S. 36). Offensichtlich hat „dieser Beruf“ eine Eigenart, die das Klassenkampfschema sprengt. Wenn Sukrow nach dem Kapp-Putsch Arbeiterpatrouillen beobachtet, die mit Gewehren über der Schulter und roten Armbinden durch die Straßen ziehen, erstaunt ihn ihre Disziplin: „Wie treuherzig gut war doch dieses äußerlich so rauhe, harte Bergarbeitervolk“[11].

Wenn das Frühjahr kommt, will Sukrow fortgehen; die ersten Frühlingsahnungen machen ihm klar, daß er hier nicht hingehört. Nie wird er sich an den Kohlenstaub und den Aschenregen, die Gräue, diesen immerfort hinter Schleiern verborgenen Himmel gewöhnen. Dann aber hört er ein Maschinengewehr und stürzt sich in den Kampf. Bald jedoch werden die Arbeiter gezwungen, sich zurückzuziehen und die Waffen zu strecken, die Niederlage steht ihnen bevor. Dem erfahrenen Bergmann Peter Ruckers, Exponent der soliden, organisierten, aber von der Sozialdemokratie enttäuschten Schicht des Ruhrproletariats, fällt es schwer. Wenn er die Stadt und das Reich der Kohlengruben verläßt, auf das Land fährt und die Äcker, die Ochsen und die glänzenden Pflugscharen sieht und den würzigen Duft frisch aufgewühlter Erde riecht, fühlt er sich auf einmal erquickt: „Wie wohl das tat; in tiefen Zügen atmete der müde Arbeiter diesen kräftigen Duft ein.“ Der Balsam des Landlebens ist ein Motiv, das ständig in diesem sonst von Kampf durchzogenen Buch wiederkehrt. Im Hintergrund schimmert immer Arkadien.

Obwohl die Arbeiter die Waffen niedergelegt und abgeliefert haben, folgt eine blutige Strafexpedition der Reichswehr. Die Besiegten klammern sich an das Wort Karl Liebknechts: Die Geschlagenen von heute werden die Sieger von morgen sein. Ihr Blut ist wie Dünger auf dem Boden, worauf die endgültige Befreiung der Menschheit, der Sozialismus, wachsen wird. Wie irren sie sich, die Herrscher von heute, wenn sie meinen, das große Feuer an der Ruhr mit Blut gelöscht zu haben – dieses Feuer „frißt und knistert weiter im Innern der Erde...“

Zwei Jahre nach „Brennende Ruhr“ erschien ein ähnlicher Roman über die Ereignisse des Jahres 1920 mit der gleichen Tendenz: „Sturm auf Essen“. Der Untertitel faßt den Inhalt korrekt zusammen: „Die Kämpfe der Ruhrarbeiter gegen Kapp, Watter und Severing“. Ebenso wie Grünberg war sein Verfasser Hans Marchwitza (1890-1965) ein überzeugter Kommunist. Aufgewachsen in einer katholischen Bergmannsfamilie in Schlesien, arbeitete er seit seinem vierzehnten Lebensjahr unter Tage und zog 1910 ins Ruhrgebiet. „Sturm auf Essen“, bald ins Englische und Russische übersetzt, wurde in Deutschland 1931 verboten. Nicht ohne Grund: Der Roman endet mit der expliziten Ankündigung eines neuen, kompromißlosen bewaffneten Kampfes. Trotz (oder dank?) des Verbots machte das Buch den Autor weit und breit bekannt als Vertreter der aufkommenden proletarischen revolutionären Literatur.

Im Vergleich zu Grünberg riecht Marchwitzas Roman noch mehr nach Pamphlet, Reportage. Beide Bücher enden mit hoffnungsvollen Spekulationen über die große Abrechnung: Einst wird das Proletariat wieder die Räder am Schacht zum Stehen bringen. Jeder Tag, an dem sie sich noch drehen – nur zu Gunsten einer kleinen Oberschicht – ist ein Tag zuviel! Man könnte hier von Romanen gegen den Bergbau schlechthin sprechen – zumindest gegen den Bergbau, wie ihn der moderne Kapitalismus organisiert hat.

Pamphlete wirken aber schnell antiquiert, weshalb der heutige Leser mehr als von Marchwitzas Erstlingswerk von dessen zweitem Roman gefesselt sein mag: „Die Kumiaks“[12]. Auch dieses Buch handelt vom Ruhrproletariat, und seine zweite Hälfte wird beherrscht von den dramatischen Verwicklungen von 1923: französische Besetzung des Ruhrgebiets, Weigering der Bergleute, für die Besetzer zu arbeiten, Sabotage, Separatismus, Aussperrung, galoppierende Inflation... Obwohl nicht frei von Klischees, malt „Die Kumiaks“ keineswegs ein Idealbild des Proletariats.

Auch diese Geschichte beginnt mit einer Zuwanderung in das Revier. Der Leser folgt den Erlebnissen eines Landarbeiters, der Haus und Herd in Westpreußen verläßt und weit von seiner Heimat entfernt Bergmann wird. Was Peter Kumiak dazu veranlaßt, seine bisherige Existenz aufzugeben, ist nicht Aufsässigkeit, sondern vielmehr die Tatsache, daß sein leiblicher Vater nach lebenslangem Schuften wie ein armer Schlucker starb und nicht einmal genug hinterlassen konnte, um den eigenen Sarg zu bezahlen. In seiner Hauptfigur zeichnet Marchwitza den naiven, leicht zu beeinflussenden Proletarier der ersten Generation. In Kumiaks Verhalten spürt man die Traditionen, die ganze Lebens- und Denkart des preußischen Bauerndorfes, in dem er aufwuchs. Die neue Welt ist hart, kein Wunder daß er sich dann und wann nach der Heimat zurücksehnt. Aber sich dort mit leeren Händen sehenzulassen – nein, die Schande könnte er nie ertragen. Kumiak ist wie ein entfernter Vetter der männlichen Hauptfigur in Upton Sinclairs „The Jungle“: ebenfalls ein ausgewanderter Landarbeiter, der sich im Dschungel des modernen Kapitalismus verirrt. Wahrscheinlich hat Marchwitza diesen Roman gelesen, denn Sinclairs Bücher waren unter deutschen Kommunisten besonders beliebt.

„Die Kumiaks“ zeichnet einen schroffen Gegensatz zwischen dem Arbeiter und seiner Frau. Peter ist der geborene Optimist, seine Frau dagegen verkörpert die Angst: „Sie sah ihn schon von den Gluten verbrannt, von Eisen zerschmettert, von den geheimnisvollen Löchern, die er Schächte nannte, für immer verschlungen“ (S. 15). Wieder ist der Minotaur da:

Er zeigt sich in der Treibjagd, den tödlichen Unfällen, den Zechenbesitzern, die kein Mittel scheuen, ihre Beschäftigten „zum Arbeitsvieh herabzuwürdigen“ (S. 191). Die Geschichte endet genau wie sie anfing: „Die Kumiaks wanderten aus.“ Weil Peters Name auf die Schwarze Liste der Zechenbesitzer geraten ist, muß er aufbrechen. Wieder einmal steigen die Kumiaks in den Zug, wieder geht es nach Westen, wieder fast ohne Besitz, aber jetzt mit fünf Kindern und in der Hoffnung, irgendwo im vermeintlich reichen Holland Arbeit zu finden[13].

Landarbeiter oder ihre Söhne, die aus nackter Not Bergmann werden, gibt es nicht nur im linken Schrifttum, sondern auch auf der rechten Seite; so in einem der einflußreichsten Bücher aus der Zeit des Nationalsozialismus, dem vierbändigen Roman „Volk ohne Raum“ von Hans Grimm (1875-1959), der übrigens schon 1926 – und damit vor der nationalsozialistischen Machtergreifung – erschien. Laut Grimm zwingt ein Mangel an „Lebensraum“ im eigenen Land die freien Deutschen zur Lohnabhängigkeit, die sie ihres Wesens entfremdet. Nelius Friebott, der Held dieses Romans, sieht sich als junger Mann zur Lohnarbeit gezwungen. Er geht in das Ruhrrevier, wird Bergmann und gilt schon bald als „Roter“. Nach einem Unfall wirft er der Bergwerksdirektion inhumane Betriebsführung aus nackter Profitgier vor (Bd. 1: „Heimat und Enge“, S. 315 f.). Er wird entlassen, verhaftet und ins Gefängnis gesteckt. Es hätte der Auftakt zu einer Laufbahn als Sozialist oder Gewerkschaftler sein können – nicht aber bei Grimm.

Genauso wie für den zugewandertern Peter Kumiak ist für Nelius Friebott die Ruhr eine harte Schule. Für beide gleicht die Zeche bzw. die Lohnarbeit unter Tage einem Hort der Entfremdung, des Exils. Die Auswege, die beide Romane andeuten, sind jedoch völlig verschieden. Grimm zufolge gehört, wer als Bauer geboren wird, an den Pflug auf seiner Scholle. Nichts sei einem Volk so lebensnotwendig wie der Raum, das Land. „Volk ohne Raum“, der Titel von Grimms Roman, wurde ein Schlagwort. Grimm, „der einzige völkische Erzähler von Rang“[14], war kein NSDAP-Mitglied, seine Weltanschauung aber war jener der Nazis sehr verwandt: Blut, Boden, Bauern sind die zentralen Begriffe seines Romans[15].

Am Erfolg dieser vier Werke aus der Zwischenkriegszeit läßt sich nicht nur erläutern, wie sehr der Roman zeitgenössisch Vermittler politischen Kampfes war[16], sondern auch wie oft der „Kohlenpott“ als Modell diente für den modernen Kapitalismus und dessen Lohnarbeit, Entfremdung und rücksichtslose Ausbeutung.

Während sich die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den Niederlanden in vielerlei Hinsicht von den deutschen unterschieden, zeigen die Darstellungen des Bergbaus und des Bergarbeiters diesseits und jenseits der Grenze bemerkenswerte Ähnlichkeiten. So ist auch in mehreren niederländischen Bergwerksromanen aus den 20er und 30er Jahren der Held ein entwurzelter Junggeselle, ein Migrant, der das

Jef Last. Ölbild von P.A. Begeer, 1929

Revier als fremder Neuling betritt – zum Beispiel in dem schon zitierten Roman „Van een jongen die een man werd (Von einem Knaben, der ein Mann wurde)“ von Jef Last. Last (1898-1972) gehörte zur sozialistischen Linken, später vorübergehend zur Kommunistischen Partei, war Dichter, Romancier und Bohemien. Einige seiner Romane wurden ins Deutsche übersetzt. Noch keine zwanzig Jahre alt, bekam er vom Vater die Erlaubnis, eine Weile als Arbeiter zu leben. Er wurde Schlepper auf einer Limburger Zeche. Seine Erfahrungen schlugen sich in dem Roman nieder, dessen Manuskript schon um 1920 abgeschlossen war, aber erst zwei Jahrzehnte später veröffentlicht wurde.

Wie schon der Titel andeutet, handelt es sich um einen typischen Bildungsroman. Ebenso wie bei Grünberg, Marchwitza und Grimm macht auch hier das Bergwerk den Helden reif für den Sozialismus. Volders lernt die Welt der Gewerkschaft kennen und beteiligt sich begeistert an einem Streik, der aber schon bald abklingt. Nach einer Grubengasexplosion, die ihm beinahe das Leben gekostet hätte, verläßt er das Revier. Die Lektion, die er dort gelernt hat, wird er jedoch nicht verlernen: Nichts geht über die schlichte, solide Kameradschaft, wie man sie in der Grube vorfindet, darin liegt der Keim, aus dem der Sozialismus erwachsen kann. Trotz aller vorherrschenden Tristesse trägt das Bergwerk letzten Endes entscheidend zum Heranreifen von Jef Lasts Hauptfigur bei.

Finsterer ist der Roman „De tocht door het donker (Die Fahrt durchs Dunkel)“ von Tjeerd Paasman, 1929 erschienen: wohl die gelungenste literarische Darstellung der Arbeits- und Lebenswelt des Bergmanns im Limburger Revier. Der Autor hat selbst unter Tage schwer gearbeitet, nicht als wißbegieriger Reisender wie der spätere Romanautor Jef Last oder der Graf Alexander v. Stenbock-Fermor, der 1928 seine „Erlebnisse als Bergarbeiter“ veröffentlicht hat, sondern beruflich. Auch Paasman war ein überzeugter Sozialist, und auch in seinem Roman entdeckt ein junger Bergmann den Sozialismus. Die Grube erteilt Bart Burghout bittere Lektionen. Er muß miterleben, wie die unaufhörliche Treibjagd der Vorgesetzten seinem älteren Kumpel das Leben kostet. Obwohl unverkennbar eine scharfe Anklage, wurde Paasmans Buch vom Limburger Bergwerksdirektor Raedts gelobt als eine der seltenen ihm bekannten, durchaus wirklichkeitsnahen Beschreibungen der Arbeitswelt unter Tage.

Bei „De tocht door het donker“ handelt es sich nicht nur um eine interessante Reportage über die bergmännische Arbeitswelt. Der Titel spielt vielmehr auf die mühevolle Wanderung durch die schier endlose Nacht des Kapitalismus an, der irgendwann das erfreuliche Licht der sozialistischen Morgenröte wird folgen müssen. Zuletzt siegt in diesem Buch aber nicht die Hoffnung, wie man es in einem Werk sozialdemokratischer Prägung aus den 20er Jahren erwarten würde, sondern die Tragik: Der frisch verheiratete Bart, der von der Grube fort will, aber nicht kann, weil es für ihn als dem „Roten“ keine Alternative gibt, kommt durch ein Grubenunglück ums Leben.

Der Minotaur verschlingt Bart – so wie er André verschlingt, den Hauer aus dem Roman Rolf Keulers von 1936 „De onverzoenlijken (Die Unversöhnlichen)“ und Koert, den Elektriker aus Herman Heijermans „Droomkoninkje (Traumköniglein)“ von 1924. Auch Peter Lenssen bereitet in seinem Roman „Toplöss (Spitzenlöß)“, in dessen Titel sich eine

Umschlagbild zur Luxusausgabe von Ëmile Zolas „Germinal", Amsterdam o.J.

Anspielung auf den kalkhaltigen Lehmboden Limburgs verbirgt, seinem Helden ein grauenvolles Ende. Der Ausspruch seines Vaters über die abgerackerten Grubenpferde: „Nach der Grube gibt es den Schlachthof" (S. 83), erweist sich als eine grauenhafte Prophezeiung: Der Sohn, Bergmann wider Willen, erstickt unter dem Bauch eines sterbenden Pferdes. In überspitzter Form läßt sich das Fazit ziehen: Bergbau heißt gefressen werden.

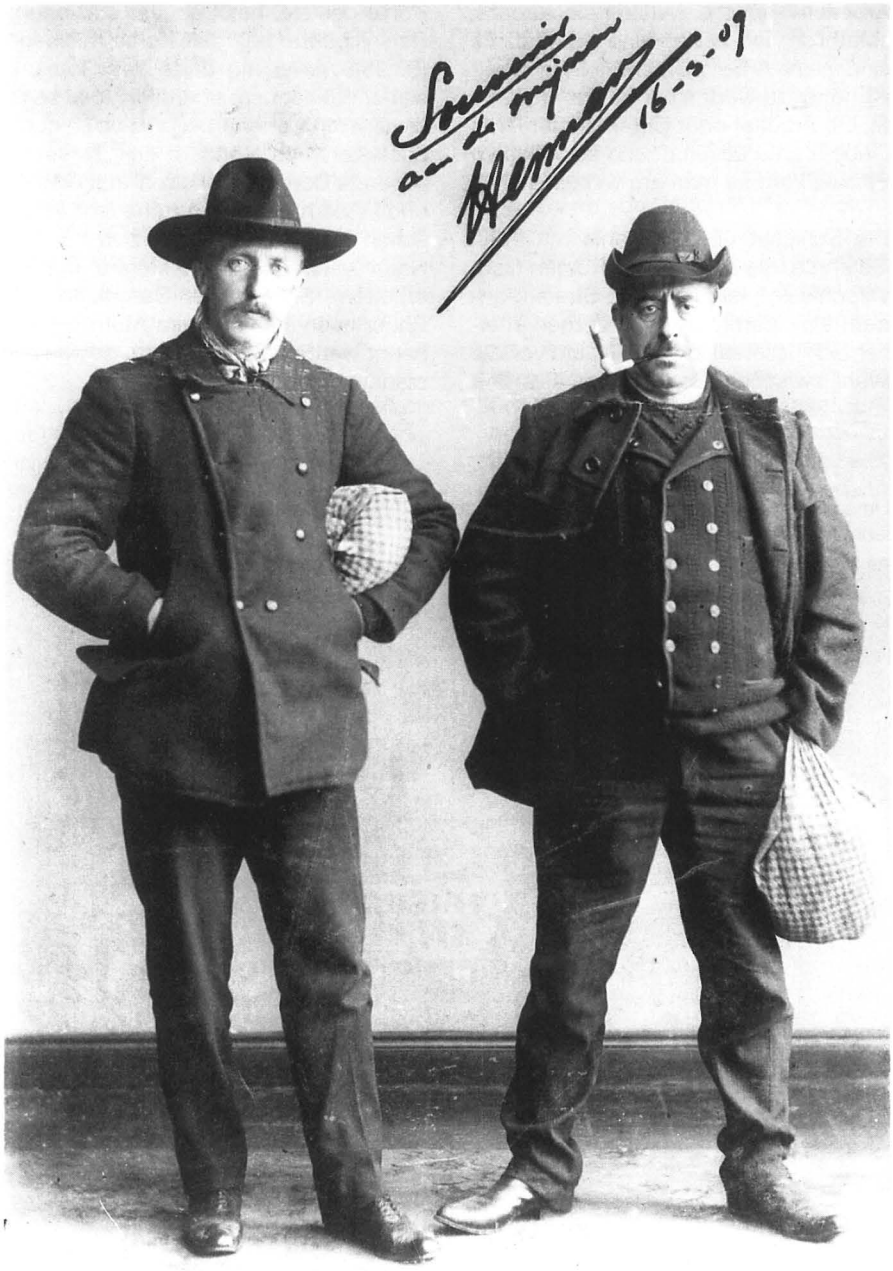
Arbeitsschlacht

„So stehen wir in heißer Arbeitsschlacht / im Bauche der Erde in dunkler Nacht. / Es rasen die Pulse, es klopft uns das Herz! / Dennoch! Deutschland braucht Kohle, Deutschland braucht Erz! / Glückauf!"[17] Hier spricht der Bergarbeiter-Dichter Fritz Lötte. Vokabeln wie „Arbeitsschlacht" rücken die schwere, gefahrvolle Arbeit unter Tage in den Kreis des Soldatentums, des Krieges, des Fronterlebnisses[18]. Und Kriege fordern Opfer. In einem anderen Gedicht Löttes heißt es: „Schwer war der Kampf im Dunkel der Nacht, / sie fielen in heißer Arbeitsschlacht"[19]. Die dunkle Seite des Bergmannslebens fehlt also auch bei diesem Dichter nicht. In der Perspektive des Kriegsveteranen Lötte überwiegen jedoch andere Aspekte: Eine Schlacht mag schwer und blutig sein, sie fordert Opferwille, Tapferkeit, Kameradschaft, treue Pflichterfüllung für das Vaterland. In der Schlacht erklimmen Männer den Gipfel männlicher Tugenden: das Heldentum.

Solch eine Verherrlichung der Arbeit unter Tage war nicht neu. Schon Paul Grabein hatte sie mit einer gewissen Aureole umgeben, die sie, wenn nicht gerade beneidenswert, jedenfalls erträglich und ehrenvoll macht. Über dieser Arbeit liege „eine große, ernste Weihe [...]. Dem schlichten Mann im schmutzigen Grubenzeug da unten gebührt unsere Achtung genauso wie dem Landmann, der uns unser täglich Brot schafft" (S. 155). Von dieser „Berufsweihe" schwärmt auch der Pädagoge Heinrich Kautz: „Klassenhaß und Bruderzwist" hätten leider „die alte Glorioie sozialer Weihe" verdrängt. Die „uralte" Tradition des Bergmannsstandes sei jedoch nicht tot. Dem glaubenslosen Arbeiter, der seinen Beruf nur als notwendiges Übel betrachtet, bleibe die Grube wesensfremd: „Anders der Bergmann alten Schlages. Ihm *lebte* der dunkle Schacht" (S. 59, 61)[20].

Ein Monument für diesen „Bergmann alten Schlages" schuf Fritz Lötte mit „Jupp Hasselbeck und sein Erbstollen – ein Bergmannsroman von der Ruhr". Obwohl man Löttes Namen in Lexika, Handbüchern und Untersuchungen über das Schrifttum des Dritten Reichs vergebens sucht, ist sein Werk in diesem Zusammenhang durchaus bemerkenswert. 1898 geboren, war der Bergmann Fritz Lötte im Ersten Weltkrieg Soldat. Durch Gasvergiftung arbeitsunfähig geworden, begann er zu schreiben. Zuerst politisch links orientiert, entwickelten sich seine Auffassungen „nach langen inneren Kämpfen" in entgegengesetzte Richtung. Seine Freundschaft mit einem nationalsozialistischen Künstler verhalf ihm zu ersten literarischen Veröffentlichungen. Kurz nach Vollendung des Romanmanuskripts starb Lötte, vermutlich 1936 oder 1937[21].

Löttes Roman beginnt um 1920, als Jupp Hasselbeck, ein Weltkriegs-Teilnehmer, in sein gespaltetes Heimatland zurückkehrt. Der Gegensatz zwischen Kameradschaftserlebnis an der Front und seinem Zerfall in einer „verweichlichten" Weimarer Republik – eines der beliebtesten Themen im NS-Roman[22] – ist auch in dieser Geschichte ein wichtiges Element. Ein großer Teil der Handlung vollzieht sich in den Jahren 1923/24, während der Ruhrbesetzung – genauso wie in Marchwitzas „Die Kumiaks". Während aber Marchwitzas und Grünbergs Arbeiter die Niederlagen im Klassenkampf in der Hoffnung ertragen, einst das Gelobte Land des Sozialismus zu erreichen, machen in Löttes Roman Grubenbesitzer und Bergarbeiter als Ruhrlandbewohner und Patrioten Front gegen die „Vaterlandslosen", Juden, Neger, Franzosen usw.



Herman Hejerman (rechts mit Pfeife) als Bergmann, 1909

Jupp wird eine kleine, anscheinend wertlose Kohlenzeche erben. Sein Großvater hatte versucht, sie wieder in Betrieb zu nehmen, war dabei aber ums Leben gekommen. Sein Vater Hinnerk hatte keinen anderen Ausweg als die Lohnarbeit auf einer Zeche gesehen. Daß er nicht – wie so viele an der Ruhr – ein entwurzelter Mensch, ein verbitterter Proletarier wurde, verdankte er dem heilsamen Einfluß seiner Frau und – seines Gartens: „Da war zu graben und zu hacken, zu säen und zu pflanzen, Unkraut zu jäten, das Vieh zu versorgen, – tausend Sachen waren zu tun. Hinnerk tat sie gern." Kein Wunder: Kommen die Bergleute nicht von den Bauern her?

Und Hinnerk hat die Liebe zur Natur seinen Söhnen weitergegeben. Blond und blauäugig sind die Jungen herangewachsen, als „echte" Nachkommen der Hasselbecks (S. 11 und 17 f.). Jupp hatte sich 1914 freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet, sein Bruder war gefallen. Nach Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft steht er vor der gleichen Wahl wie dereinst sein Vater: Wird auch er in den Dienst eines großen Bergbauunternehmens treten, also Lohnarbeiter werden – „wieder nur eine Nummer unter tausend anderen"? (S. 27). Nach langem Grübeln trifft er eine bessere Wahl, er wird mit eigenen Händen den großväterlichen Erbstollen wiederherstellen; „indes doch das Vaterland nach Kohlen schrie" (S. 29). Anfangs wird ihm nur von seinem Vater, einem alten Nachbarn und einem Frontkameraden geholfen, und mag man auch über ihn lachen, er läßt nicht locker. Er und seine Gehilfen lieben ihre Arbeit, denn auf dieser Zeche gibt es keine Herren und Knechte, keine Ausbeuter und Lohnsklaven, keine Kluft zwischen Arbeit und Kapital. Hier kehrt der Bergbau gleichsam zurück zu seiner noblen, heroischen Urzeit. Hier ist die Arbeit unter Tage, wie schwer auch immer, kein Hort der Entfremdung, des Exils, sondern eine nie versiegende Quelle der Arbeitsfreude und Erfüllung.

Als der kleine Männerbund nach langem Schuften auf das erste Flöz stößt, bricht eine Ekstase aus, ein religiöser Rausch. Jupp reißt mit seiner Hacke einen Brocken aus der Kohlenwand, wirft die Hacke fort und nimmt das Kohlenstück in seine Hände, „hebt es zur Brust und schreitet langsam und feierlich wie der Priester mit dem Sakrament durch den Stollen zu Tage" (S. 49 f.). Dort dürfen auch die anderen den Brocken betasten, „und alle sind so glücklich, als sei es der köstlichste Diamant!" Man macht ein Feuer, „und Jupp legt das Kohlenstück in die lodernde Flamme". Dann schauen sie, wie die Kohle „zur heiligen, wärmespendenden Flamme wird [...] Das ist wie eine heilige Handlung, wie ein Kult, und die Männer sind so ergriffen, als habe man einer unbekannten Gottheit ein Opfer gebracht. Heilige Kohle! – Brot des Ruhrlandes! Deutschlands kostbares Gut!" (S. 50).

Jupps Erbstollen wird bald ein blühendes Unternehmen, in dem „arbeitsharte Fäuste" die Bohrhämmer halten, „und die knattern los, als jage man mit ungeheurer Munitionsverschwendung Schuß auf Schuß aus dem Maschinengewehr" (S. 72). Ebenso wie der Krieg bleibt der Bergbau indes ein gefahrvolles Unternehmen – auch in diesem Roman. Wenn ein Unfall einem Mitarbeiter Jupps das Leben kostet, wird ihm das jedoch von keinem verübelt, denn Jupp ist ja kein Kapitalist, er ist Bergmann im Kreis seiner Kumpel geblieben, die ihn lieben! Wenn er heiratet – selbstredend ein einfaches Mädel aus der Heimat – trägt er „das schwarze Bergmannskleid". Gerührt drücken die Frauen ihr Taschentuch an die Augen, „und alles ist, wie es immer war" (S. 142).

Daß die Familie, vor allem während der Gartenarbeit, Platt spricht, beweist ihre „Verbundenheit mit der Scholle" (S. 147). Notfalls geht diese Heimatliebe für das Ruhrland mühelos über in Liebe für das deutsche Vaterland: so etwa wenn Jupps Erbstollen durch raffiniertes Treiben eines Juden Gefahr läuft, in französische Hände zu geraten. Daß er, um dies zu verhindern, sein Lebenswerk mutwillig sprengt, bringt ihn ins Zuchthaus. Seine Frau wird vergewaltigt und

stirbt. Jupp hat es nicht leicht, sein Gewissen bleibt aber rein. Obwohl er das Geld nicht braucht, fährt er am Ende des Romans aus freien Stücken in die Grube, denn „die Arbeit ist ein Allheilmittel". Freiwillig übernimmt Jupp eine gefährliche Arbeit von einem Steiger („Du hast Frau und Kinder"), und das kostet ihn das Leben. Der Stein, der Jupp zerschlug, wird als Denkmal aufbewahrt, die Inschrift soll lauten: „Jupp Hasselbeck. Er starb den Heldentod!"

Für Lötte ist der Bergmann „der Pionier [...] im großen Heere der schaffenden Menschen. Frontkämpfer, in vorderster Stellung. Immer am Feind, immer den Kumpel Tod an der Seite" (S. 271). Zudem sei er auch dem Landwirt verwandt, wie aus seiner Naturliebe und Verbundenheit mit der Scholle hervorgeht. Auch in seinem Gedicht „Hacke und Sense" hat Lötte diese Verwandtschaft betont:

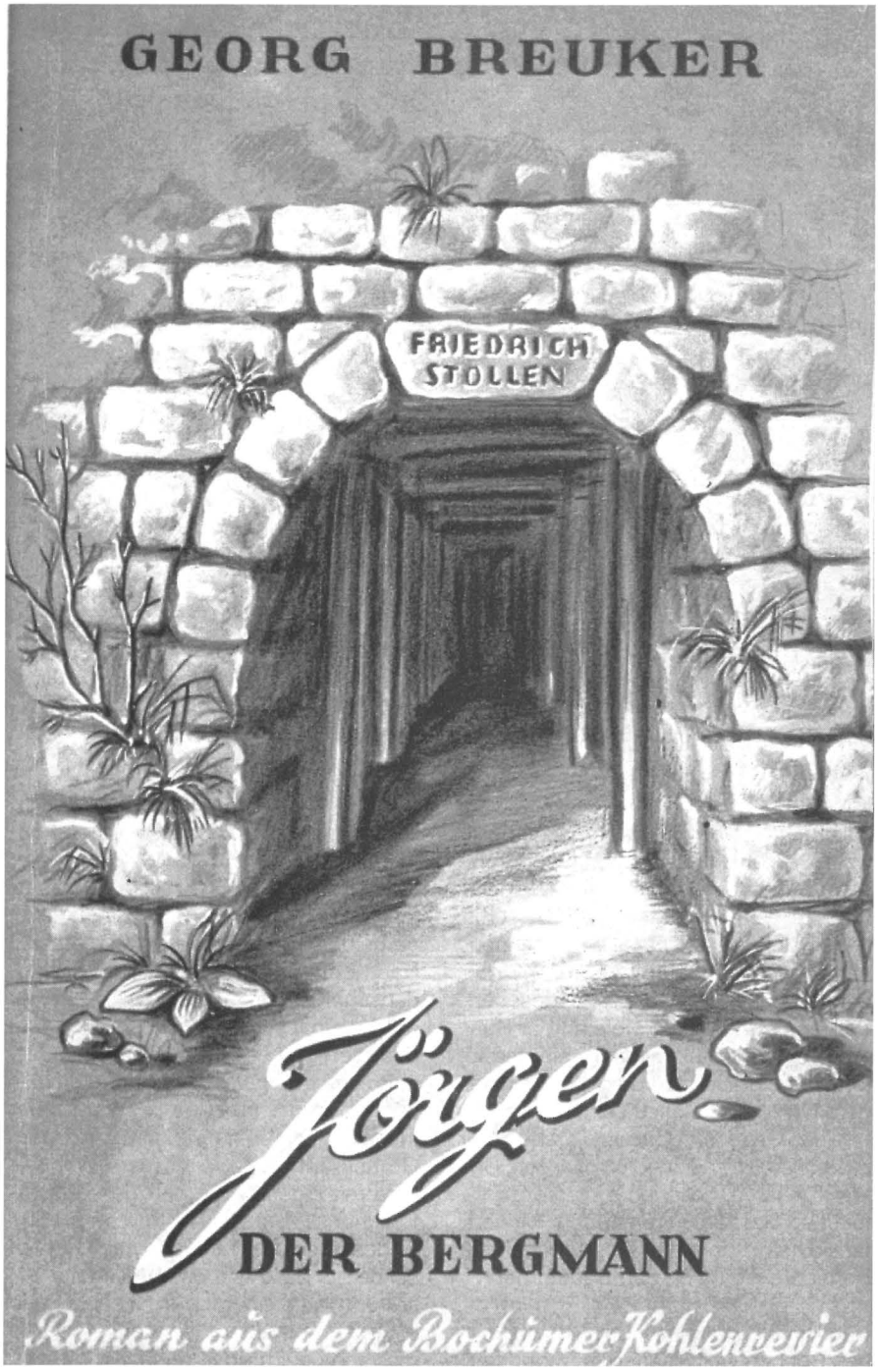
Sind nicht Hacke und Sense verwandt,
formte nicht beide des Schmiedes Hand,
mit hämmernden Schlägen in Feuer und Glut?
Schweißte nicht auch der Notzeit Flammen
Bergmann und Bauer als Brüder zusammen,
innig verwachsen durch Boden und Blut?[23]

Zwar sind „Blut und Boden" seit 1945 anrüchig geworden, doch zeigen manche Bergbaudarstellungen eine gewisse Kontinuität. 1954 trat sozusagen ein neuer Jupp Hasselbeck hervor in Georg Breukers Roman „Jörgen der Bergmann". Auch Breuker arbeitete viele Jahre unter Tage. Die Zeit der Handlung in seinem Buch ist unbestimmt, der Ort dagegen genau angezeigt: „das Bochumer Kohlenrevier". Laut den Angaben des Verlegers entstand das Buch aus Breukers Liebe zum Bergmannsberuf und zu seiner Heimatstadt Bochum. Noch radikaler als Lötte schiebt Breuker die alltägliche Arbeitswelt des Bergmanns im Revier beiseite, um Raum zu schaffen für eine Phantasie, gleichsam eine Robinsonade, über die Urzeit der Kohlenförderung. Die Steinkohle wird entdeckt von dem erst 14jährigen Jörgen Baumann, der fast ganz allein und mit nur sehr primitiven Werkzeugen ein komplettes Bergwerk auf die Beine stellt und dazu noch eigens den Verkauf organisiert.

Breuker singt ein Loblied auf den Bergbau, die Arbeit und den Unternehmergeist. Von Gegensätzen zwischen Kapital und Arbeit kann keine Rede sein. Wenn Jörgens Geliebte von „deinen Arbeitern" spricht, weist er sie zurecht: „Mathilde, ich habe keine Arbeiter! Es sind meine Arbeitskameraden! [...] Arbeit ist höher zu werten als Besitz!" (S. 334 f.). Ob Arbeiter oder Unternehmer – mit Liebe, Kameradschaft und selbstlosem Einsatz komme man am weitesten.

Die Schlacht um die Kohle mit ihren Gefahren, die auch dieser Roman nicht verschweigt, ist hier keine Strafe, sondern eine Berufung. Wird Jörgen in einer Schlüsselepisode im Traum vor die Wahl zwischen Gold, Silber, Erz und Kohle gestellt, heißt es klar und offen: „Ich möchte bei der Kohle bleiben" (S. 95). Als er am Ende des Romans seinen Kohlenberg überblickt, gibt es in seiner Welt weder Arbeiterkolonien noch Mietskasernen, sondern nur „zerstreut liegende Bergmannskotten" mit Gärten und Feldern, „in denen zufriedene Menschen nach ihrer Berufsarbeit mit der Natur verwachsen werkten und sich erholten" (S. 344). Daß Bergmann und Bauer auch hier in einem Atemzug genannt werden (S. 91), ist nur selbstverständlich.

Umschlagseite von Georg Breuker „Jörgen der Bergmann – Roman aus dem Bochumer Kohlenrevier", Hattingen (Ruhr) 1954



Breuker und Lötte kehren, jeder auf seine Art, dem Sozialismus den Rücken. Sie stellen den Bergbau aus der Perspektive des „guten" Grubenbesitzers dar, der kein Ausbeuter, sondern ein ehrlicher Selfmademan ist. Sie loben die Arbeit, nicht die Arbeiterklasse, geschweige denn den Klassenkampf; sie loben den Idealismus, die Opferbereitschaft, die Kameradschaft. Mit den Klischees des Heimatromans schaffen sie eine Enklave der Vertröstung in einer modernen, industriellen Welt.

Es wäre falsch, diese Vorstellungen als spezifische Produkte der NS-Zeit oder irgendeiner deutschen Tradition zu deuten. Auch in den Niederlanden und Belgien traten sie hervor. Zwar gab es das Fronterlebnis des Ersten Weltkriegs in den Niederlanden nicht, und am Beginn des Zweiten nur sehr kurz: Trotzdem fehlte es auch hier nicht an Autoren, die den Bergbau und die Arbeit unter Tage als Hort der Männlichkeit, des Muts und der Kameradschaft besangen. Zumal in den ersten zehn Jahren nach 1945, als Tugenden wie diese dem lebensnotwendigen Wiederaufbau des Landes nutzten, waren der Stolz auf und die Lust an der Arbeit zeitgemäße Themen.

Wie viele andere Bergwerksromane gibt es auch in G. Noltings „Knokenflip. Een mijnwerker vertelt (Knochenphilip. Ein Bergmann erzählt)" von 1946 zahlreiche gefahrvolle Szenen. Hier dienen sie aber vor allem dazu, die Tapferkeit des Titelhelden zu zeigen. Ein genauerer Untertitel wäre: „Ein Steiger erzählt". Zuerst auf deutschen Zechen tätig, zieht Flip 1922 nach Limburg, wo er sich mit Leib und Seele am Aufbau der neuen Zeche Maurits beteiligt – auch hier also die Begeisterung des Pioniers. Das Buch endet 1946, als Flip im Alter von 60 Jahren zufrieden auf ein erfolgreiches Leben zurückblicken kann. In diesem Leben galt nur eines: die Arbeit. Nur selten erfährt der Leser etwas von persönlichem Verdruß, z.B. wenn eines der Kinder des Steigers stirbt. Beim Kummer verweilen bringt nichts, meint Flip: „tüchtig arbeiten macht den Gram vergessen und bringt Erfolg" (S. 199).

„Knokenflip" gleicht einem Elementarbuch. Es unterrichtet nicht nur im technischen Bereich, über Grubengas, Schlagwetter und Abbauhammer, sondern auch über die Akkordarbeit, das Gefühl der Gemeinsamkeit und die Führerschaft. Flip verkörpert den damals modernen „human relations approach", wie die Betriebspsychologen aus den USA ihn predigten. Er macht klar, daß man mit arbeitsfreudigen Mitarbeitern bessere Resultate erreicht als mit gehetzten Sklaven.

Ebenso musterhaft gezeichnet ist die Hauptfigur in Willem Capels Roman „Glück auf, Kompeltje!", dessen Titel mit dem traditionellen Bergmannsgruß beginnt und dem dann das alte Kameradenwort im verniedlichenden Diminutiv folgt. Wer eine Ode auf den Bergbau erwartet, wird von Capel nicht enttäuscht, obwohl das Buch mehr Nuancen zeigt als vielleicht erwartet. Auch hier ist der Bergbau allgegenwärtig, und der Leser wird umfassend über alles informiert, was dazugehört. Capel schildert eine Limburger Bergmannsfamilie in den 30er Jahren: der Vater ist Hauer, und auch der älteste Sohn arbeitet schon auf der Zeche. Der jüngste, der Huub heißt, aber von jedem „Kompeltje" genannt wird, geht noch zur Schule.

„Kompeltje" will nichts lieber, als in die Fußstapfen seines Bruders, Vaters und Großvaters zu treten und Bergmann zu werden. Der Vater ist jedoch dagegen, er hat sich in den Kopf gesetzt, daß der Junge Friseur wird. Die Gründe lassen sich erraten: weißer Kittel statt schwarzer Miene, Komfort statt Maloche, Sauberkeit statt Schmutz, feminin statt männlich. Zuletzt aber gibt der Vater seinen Widerstand auf, Kompeltje darf endlich zur Grube, und schon bald stellt sich heraus, daß der Junge wie geschaffen zu sein scheint für die Laufbahn eines Steigers. Gleichzeitig mit seinem vorauszusehenden beruflichen Aufstieg vollzieht sich aber der Untergang des Vaters: Während der Sohn die Karriereleiter emporzusteigen beginnt, führt des Vaters Weg hinab. Am Tag, als Kompeltje zum ersten Mal einfährt, kommt der Vater ums Leben. Sein Tod macht das Kind zum Mann.

Die Verknüpfung dieser zwei entgegengesetzten Stränge macht Capels Roman glaubhafter als andere. Kein anderes Buch im niederländischen Sprachraum zeigt mit gleicher Ausgewogenheit sowohl die Liebe zum Beruf als auch dessen Schattenseiten. Und eben die Verbindung dieser beiden Elemente vermittelt den tragischen Unterton. Trotz des melodramatischen Endes und trotz zahlreicher Erörterungen zum Thema der elenden Arbeitsverhältnisse überwiegt bei Capel das Positive. Kompeltje ist überglücklich, daß er die Tradition des „alten Bergmannsgeschlechtes" fortsetzen kann.

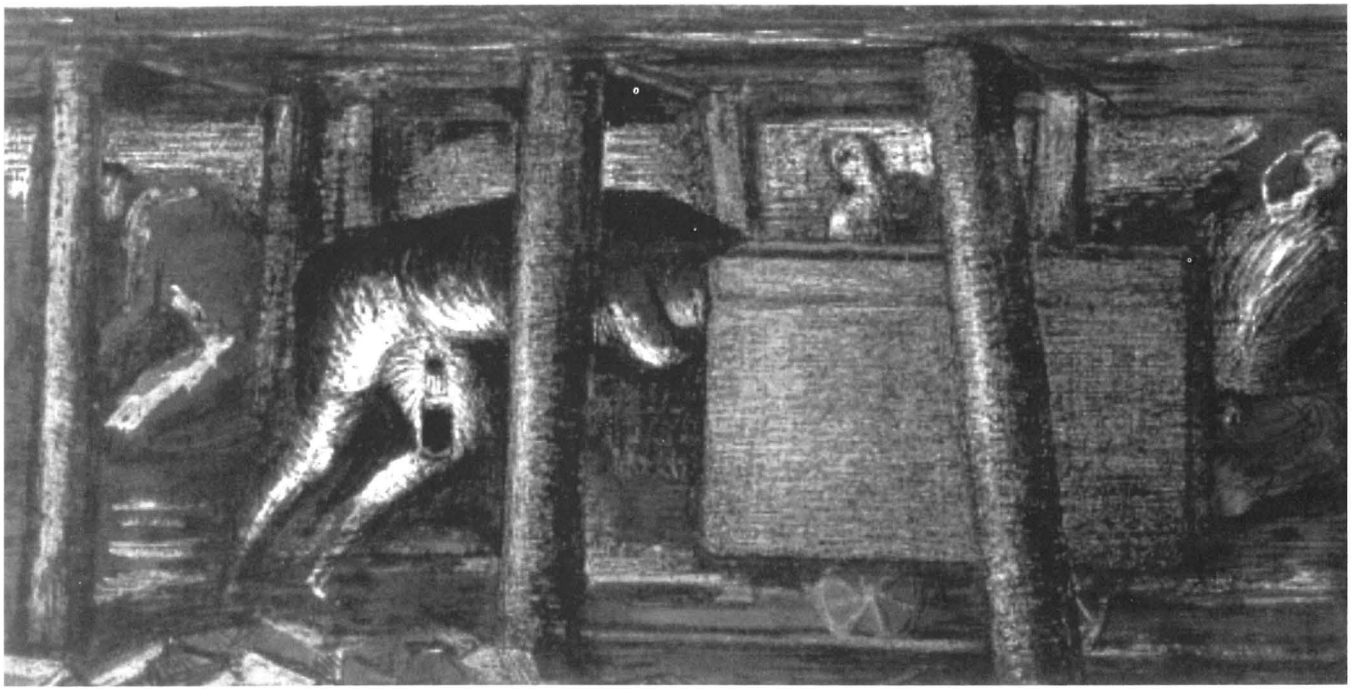
Das Lob des Bergmannsstandes und der Bergbautradition singt auch Bèr Hollewijn (1907-1978) in „Brandende aarde (Brennende Erde)", 1952. Mit Riesenschritten durchquert er die Geschichte des Steinkohlenabbaus seit dem Mittelalter, und während bei früheren Autoren wie Felix Rutten und Jef Claes der heidnische Bergbau und das katholische Limburg Gegenpole bilden, kehrt Hollewijn die Sache um: Er will zeigen, daß der Bergbau in seiner katholischen Heimat seit Jahrhunderten ganz und gar zu Hause ist, weshalb er die Bergbaugeschichte in das Gewand einer Familiengeschichte kleidet.

Wird die Steinkohle anfangs mit Hölle und Teufel in Verbindung gebracht, folgt schon bald der Umschlag, indem Ailbertus, der Gründer der Abtei Klosterrath, in den Fundgruben eine Gottesgabe erkennt. Vorurteile werden überwunden, Bauern werden Bergleute, zwölfjährige Jungen brennen vor Ungeduld, einfahren zu dürfen, denn „was macht mehr Freude als der sich sträubenden Erde die Kohle zu entreißen?" So bildet sich allmählich ein typischer Bergarbeiterstamm: „tüchtige Männer mit schwarzumrandeten Augen aber goldenem Herzen in ihren muskulösen Körpern". Im selben bejahenden Sinn spricht 1947 J. Schreurs in seinem Roman „Mijn moeder Elisabeth (Meine Mutter Elisabeth)" von einer „Bergarbeiterrasse die [...] vollkommen mit ihrem Schicksal verwachsen und ausgesöhnt" sei (S. 8 f.). Und genau dasselbe meint der flämische Autor Minus van Looi mit Bezeichnungen wie „koolputtersvolk" und „koolputtersras"[24].

Auf der letzten Seite von „Brandende aarde" wandert Kumpel Wilhelm mit Ehefrau und Kindern die Höhe hinauf, wo vor Jahrhunderten der Hof seiner Ahnen stand. Stolz überblickt er die Umgebung. „Er fühlte sich stark! [...] Er sehnte sich nach seiner Arbeit, an der Seite seiner Kumpel, tief unter der Erde. Schwarz vor Staub würde er nach vollendeter Schicht wieder ausfahren, um die Freude seiner Arbeit am Kohlenstoß zu genießen."

Verlorenes Paradies

„Da hat ein Kumpel den Mund aufgetan[25]": Zum ersten Mal seit 30 Jahren erschien ein Roman, in dem ein Kumpel die Situation im deutschen Bergbau kritisch beschrieb. „Männer in zweifacher Nacht", der erste Roman Max von der Grüns, wurde als Fortsetzung einer seit 1933 steckengebliebenen Tradition begrüßt. Der 1926 geborene Autor arbeitete zwischen 1951 und 1963 auf der Schachtanlage Königsborn bei Unna, und die ungemein spannende Geschichte handelt von drei Bergarbeitern, die nach einem Gebirgsbruch verschüttet und fünf Tage und Nächte lang unter Tage eingeschlossen sind. Einer der Männer stirbt, die beiden anderen kom-



Henry Moore: At the Coalface, 1942. Umschlagbild zu Max von der Grüns „Männer in zweifacher Nacht", München 1993

men mit knapper Not davon. Mit ihrer Rettung endet das Buch. Der Roman konzentriert sich auf die Gefühlsregungen und Konflikte der zwei Überlebenden, ihre Gespräche, ihre Verzweiflung, ihre Wut, ihre Todeswünsche, ihre heimlichen Mordgedanken. Nur zweimal unterbricht der Autor diesen beklemmenden Bericht, um zu zeigen, wie die Menschen über Tage die Ereignisse bewältigen.

Zum Schreiben war von der Grün über das Lesen von Prosa gekommen. Die Spuren dieser Lektüre, u.a. Zola, Sinclair und Böll, finden sich in seinen ersten Romanen ebenso wie seine eigenen Erfahrungen von der Arbeit unter Tage. „Männer in zweifacher Nacht" ist weder eine Hymne auf den Bergbau, noch ein Loblied auf die oft gerühmte Solidarität der Bergleute. Wie häufig, verkörpert eine Frau – Renate, die Tochter eines hohen Bergbeamten – den Widerwillen gegen den Bergbau. Bitter sind ihre Vorwürfe: „Auf der Zeche denkt man immer noch braun und im Vierjahresplan: Räder müssen rollen für den Sieg" (S. 82).

Mehr noch als sein Erstling erregte 1963 von der Grüns zweiter Roman „Irrlicht und Feuer" Aufsehen. Auch dieses Buch rückte die Schattenseiten des Wirtschaftswunders in das Rampenlicht der Öffentlichkeit. Ein hohes Arbeitstempo, eine geringe Bindung an die Arbeit, eine Zunahme der Unfälle, die Silikose: Wer sich den Arbeitsplatz, die gute Bezahlung und die Errungenschaften der Konsumgesellschaft sichern wollte, mußte schon einige Nachteile in Kauf nehmen. Auch in diesem Roman ist die Hauptfigur, Jürgen Fohrmann, ein Bergmann im Ruhrgebiet um 1960. Während jedoch das erste Buch den Leser nach unter Tage führt und ihn dort fast bis zur letzten Seite fesselt, handelt es sich hier gewissermaßen um den Gegensatz zwischen Ober- und Unterwelt. Zwischen der untertägigen Arbeitswelt und Jürgens Leben draußen vor dem Zechentor klafft ein Abgrund, nicht nur im wörtlichen, sondern auch im übertragenen Sinne.

Nur durch eine Art von Schizophrenie kann er diese Existenz bewältigen. Die Angst, der Widerwille gegen die Arbeit, der Gestank, der Dreck, die Hetze, kurz der „Grubenadam" wird nach der Schicht unter der Dusche gründlich abgespült und sobald wie möglich vergessen – genauso wie, auf einer anderen Ebene, das frühere proletarische Selbstbewußtsein verdrängt wird. Nach der Waschkaue ist der Bergmann wieder der andere Adam: der mehr oder weniger domestizierte Arbeitnehmer, der sich in der Kneipe erholt oder sich mit seiner Frau über die Neuanschaffungen auf Ratenkauf streitet. Die kostspieligen Konsumgüter, der Lohn, der Alkohol dienen als Ausgleich, als Ersatz. Was vor allem gefürchtet wird, ist nicht der plötzliche Tod durch einen Arbeitsunfall, sondern das Stocken dieses ewigen Zyklus, der Verlust des Arbeitsplatzes, der materiellen Sicherheit. Die Furcht vor dem Wandel, das Leitmotiv in den Romanen von Paul Grabein und Felix Rutten aus den Jahren kurz vor dem Ersten Weltkrieg, zieht sich auch zur Zeit des „Wirtschaftswunders" wie ein roter Faden durch die Romane Max von der Grüns und anderer Autoren seiner Generation – mit dem Unterschied, daß der Alptraum hier nicht die Arbeit in der Grube, sondern ihre mögliche Stillegung ist.

Als Jürgens Zeche von der Schließung bedroht wird, verläßt er sie, findet andere Arbeit, nie aber die richtige. Wie könnte er auch, wo ja überall die Entfremdung herrscht! Die Arbeit in der Industriegesellschaft trennt Körper und Kopf (S. 281). Jürgens Odyssee vom einen Arbeitgeber zum anderen bringt ihm nichts – nur daß ihm, im nachhinein betrachtet, die früher so verhaßte Zeche allmählich als das verlorene Paradies erscheint: „Zeche war nicht das schlechteste, was, Jürgen?" (S. 135) und „Es war idiotisch, aber es kamen Tage, da sehnte ich mich nach unter Tage zurück" (S. 165).

Dieses Heimweh des Bergarbeiters ist auch ein Grundton in der Prosa von Hans Dieter Baroth. Auch bei ihm handelt es sich um einen ehemaligen Bergarbeiter, der sich erst später als Schriftsteller betätigt. Geboren 1937, wuchs Baroth in einer Familie jener Art auf, wie er sie in seinen Romanen zeichnet: katholisch, aber nicht kirchlich gesinnt, ohne finanzielle Absicherung, ohne „Bil-

dung". Bücher gab es in der Familie nicht, „nicht einmal ein Sparbuch". Anregungen zur literarischen Betätigung gaben Baroth die Gewerkschaftsjugend, später die Gewerkschaftsarbeit und vor allem die u.a. von Fritz Hüser, Max von der Grün und Walter Köpping gegründete „Gruppe 61".

Baroths erster Roman „Aber es waren schöne Zeiten" (1978), geschrieben in der Ich-Form, ist ein Zyklus von Jugenderinnerungen. Das Buch setzt sich zusammen aus kurzen Kapiteln unter Titeln wie „Mein Vater", „Die Wohnung", „Am Leseband". Im letzten dieser Kapitel, „Meine Klasse", erklärt der Verfasser, was ihn zum Schreiben trieb: „Als ich zwanzig Jahre alt war, habe ich den Ort verlassen, aber nicht die Klasse." Er will nicht über sich selbst schreiben, sondern über seine soziale Klasse, von deren Menschen keiner berichtet, die in den Geschichtsbüchern fehlen: „Ich wollte über meinen Vater schreiben, weil viele Väter so geschuftet haben. [...] Ich wollte über jene schreiben [...], von denen nichts in der Zeitung stand" (S. 297 und 299).

Er konzentriert sich derart rigoros auf das Alltägliche, kehrt derart radikal vom Spektakulären ab, daß Selbstmorde und tödliche Grubenunglücke, die die Familie treffen, in einem einzigen trocknen Satz abgetan werden. Die großen Worte und feierlichen Gesten, mit denen der Tod verschönert wird, stoßen ihn ab: „Tote Bergleute erhalten mehr Aufmerksamkeit als lebende" (S. 49). Der Titel „Aber es waren schöne Zeiten" ist eine Anspielung auf die Redensarten über „früher", deren die Menschen in Baroths Welt sich gern bedienen. Früher war ja alles anders, das Leben war schlechter, schwieriger, zugleich aber schöner. Ihre Vergangenheit, mag sie noch so traurig sein, erscheint den Menschen nun einmal als die heile Welt – wiederum das verlorene Paradies.

Ein ähnliches Milieu schildert Baroth 1980 in „Streuselkuchen in Ickern". Wieder wählt er die Form der Pseudomemoiren, in diesem Fall Erinnerungen an eine große Schar von Vettern und Kusinen. Wieder betont er die Kontinuität. Söhne treten in die Fußstapfen der Väter, die Grube bleibt nach wie vor das unentrinnbare Schicksal. Aber diese Grube verschafft ihnen, außer einem bescheidenen Anteil am allgemeinen Wohlstand, doch auch ein kaum nachvollziehbares Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit.

1987 hat Baroth seine gewählte Linie in einem Roman konsequent weiterverfolgt, dessen Titel „Mann ohne Namen" wie ein Programm anmutet. In trockenem, lakonischem Stil erstattet er Bericht vom Leben und Tod eines namenlos bleibenden Bergarbeiters böhmischer Abstammung im Ruhrgebiet. 1903 geboren, geht er als Fünfzehnjähriger in die Grube und arbeitet 39 Jahre lang im Gedinge. Dann untersucht ihn der Arzt und sagt: „Mein Gott, Mann, Sie sind fertig, Sie sind erledigt" (S. 185).

Schon über fünfzig Jahre alt, zieht der Mann ohne Namen zu einer Witwe, mit der zusammen er zum ersten Mal in sei-

Umschlagbild von Wim Meter zu Bèr Hollewijns Neubearbeitung von „Brandende aarde (Brennende Erde)", Naarden 1978

nem Leben in Urlaub fährt. Auf der Zeche buchen sie eine Busfahrt zum Main. Unterwegs betrachten sie verwundert die sich wandelnde Landschaft, sie sehen ein Land ohne Zechen und Fördergerüste, sie hätten das nie für möglich gehalten – wovon lebten die Menschen hier? (S. 172). Bald darauf vom Arzt erwerbsunfähig erklärt, wird der Mann zuletzt ein in sich gekehrter Fernsehgucker, der kaum noch die Wohnung verläßt. Er träumt von Böhmen, das er nie gesehen hat, aber wovon seine Mutter früher zu erzählen pflegte. Es soll ein schönes Land sein, „weil es dort keine Zechen gab" (S. 187). In seinen Träumen schwebt er über die Wiesen und Wälder der Heimat. Nie wollte er Bauer werden, trotzdem hat dieser Traum etwas unheimlich Verlockendes. Nicht weniger angenehm aber ist ein anderer Traum, in dem er wie früher auf dem Förderkorb in den Schlund des Schachtes einfährt. In den alten, mit Holz ausgebauten Strecken, „die, zusätzlich zur Sicherheit, Wärme und einen guten Geruch ausstrahlten", fühlt er sich geborgen.

Baroth vermag es, ein fast völlig ereignisloses Leben so zu beschreiben, daß der Leser im Bann seiner Erzählung bleibt. Er verzichtet auf die Standardelemente der Gattung: ausgedehnte, spannende Beschreibungen von Unfällen und Grubenkatastrophen, blutiger Aufruhr und große Leidenschaften. Baroth betont das Alltägliche und die Kontinuität – gerade in einer Zeit, da die Steinkohlenförderung sich allmählich aus Westeuropa zurückzuziehen beginnt.

Nicht nur in Deutschland, sondern auch in der belgischen wie der niederländischen Provinz Limburg wurden in den 60er Jahren Zechenstillegungen aktuell. Schon 1968 klangen sie in Noud van den Eerenbeemts Roman „De Berenkuil (Die Bärengrube)" an. Der Hauer Pierre Vasterman, die Hauptperson, läuft Gefahr, seine Arbeit zu verlieren, weil die Zeche bald geschlossen wird. Er findet eine neue Stellung in einer Autofabrik. Die Arbeitswelt spielt indes hier keine Hauptrolle. Nicht der Arbeitsplatz, sondern die Siedlung De Berenkuil und das Familienleben werden in den Mittelpunkt gerückt. Der Bergarbeiter wird gezeichnet als Familienvater und Konsument, der sich – wie bei von der Grün – kostspielige Anschaffungen auf Raten leistet. Das für alle Welt gut erkennbare blaue Licht des Fernsehers im Wohnzimmer beweist den Wohlstand.

Eine wichtigere Rolle spielen 1978 Zechen und ihre Schließungen in Bèr Hollewijns Roman „Slaven van het zwarte goud (Sklaven des schwarzen Goldes)" einer Neubearbeitung seines Romans „Brandende aarde" von 1952. Diese Version ist durchaus kritischer gehalten: Die Grube ist jetzt keine Quelle der Wohlfahrt und Arbeitsfreude mehr, sondern repräsentiert vielmehr die Zerstörung der Landschaft und der Umwelt. Für Joep (Jupp), den ehemaligen Bergarbeiter und pensionierten Gewerkschaftsvorsitzenden, ist die unvermeidbare Schließung der Zechen eine Wohltat: „Unsere Kinder werden keine ‚Sklaven' mehr sein." Er weiß aber sehr wohl, daß viele Bergarbeiter ihm diesen Ausdruck verübeln, denn sie fühlen sich gar nicht wie Sklaven. Ganz im Gegenteil hat ihnen die abrupte Stillegung den Ort geraubt, an dem sie sich zu Hause fühlten, nützlich und geschätzt waren. Ist es ein Wunder, daß der Streb im Rückblick Gegenstand der Nostalgie wird?

Die Zechenschließung und der vergebliche Widerstand dagegen beherrschen den kurzen Roman „De put (Die Zeche)" des flämischen Autors Luc Beerten. Den Stoff für seine absichtlich im Stil des Kolportageromans verfaßte Erzählung boten ihm die dramatischen Ereignisse anläßlich der Stillegung der Zeche Zwartberg im Jahre 1966, als zwei Tote zu beklagen waren. „Ich sah das Fördergerüst untergehen, riesengroß, wie die Titanic, und doch völlig verschwunden, in einem Meer von Staub, in die Hölle hinein, ohrenbetäubend schreiend. Durch das Fenster sehe ich, wie der Kühlturm einer unsrer anderen Zechen Dunst ausstößt. Sie macht zu, sagt das Gerücht. Wir werden wieder alles zertrümmern, aber trotzdem macht sie zu" (S. 111).

Auf ganz andere Weise wird der Vergangenheit nachgetrauert im Roman „De huilende man (Der weinende Mann)" von Ger Thijs. Nach langer Abwesenheit fährt ein Lehrer in seine Heimat, das Limburger Revier, zurück. Unterwegs schon, im Zug, erfährt er von Mitreisenden, wie sehr sich daheim alles geändert hat: „Es ist still geworden im Dorf, jetzt wo die Zechen geschlossen sind [...] Die jungen Leute sind weggezogen, weil es keine Arbeit gibt. Die Häuser stehen leer und verfallen. Die Schule ist geschlossen. Wirklich, es ist so gut wie ein Altersheim" (S. 118). Der Lehrer ist auf der Suche nach seinen verschollenen Vater, aber die Männer im ehemaligen Bergarbeiterdorf sind alt, krank und trottelig. Von der Silikose gequält, schleichen sie sich nachts heimlich aus dem Bett in das Wohnzimmer, damit ihr trockener Husten ihre Frauen nicht um den Schlaf bringt: „Von denen ist nichts mehr übrig", wie eine Frau sachlich feststellt (S. 133).

Nur in der vertrauten, aber verbotenen Welt der unterirdischen Strecken fühlen sie sich zu Hause. Sie schmieden phantastische Pläne, um die Zeche wieder aufzumachen: „keine Beamten, keine Ingenieure, keine Direktoren. Eine sehr kleine Zeche sollte es werden, die nur den örtlichen Bedarf decken würde" (S. 141). Bestürzt fragt der Lehrer einen Bergmann, was er da unten eigentlich will: „Wieviele Leute sind ja nicht verunglückt, wieviele haben von der Arbeit dort nicht Staublungen zurückbehalten? Ich verstehe das nicht." Der Kumpel blickt ihn schweigend an und fragt ihn nur: „Warst du mal unter Tage?" Als der Fremde verneinend den Kopf schüttelt, sagt er: „Dann kan ich dir das nicht klarmachen" (S. 111). Hier spürt man die Tragik einer verbrauchten Generation, trauernd um ihr verlorenes Paradies.

Schlußbemerkungen

Obwohl die hier vorgenommene vergleichende Betrachtung von Darstellungen des Bergbaus in Romanen aus dem Ruhrgebiet und Niederländisch-Limburg viele Gemeinsamkeiten gezeigt hat, sind zugleich auch beachtliche Unterschiede deutlich geworden.

In Romanen aus dem Ruhrrevier ist der Bergbau fast immer eine unumstößliche Gegebenheit. Einflüsse auf die Landschaft oder die Psyche der Menschen, die er zur Folge haben kann, sind kaum ein Thema. In Romanen aus Limburg spielen dagegen diese Komponenten oft eine wichtige Rolle. Romane von der Ruhr sind außerdem weitaus intensiver von politischen Entwicklungen geprägt. Es wird viel Blut vergossen, nicht nur bei Grubenkatastrophen, sondern auch im Klassenkampf, im Krieg und im Bürgerkrieg. Ein ohnehin schon männlicher Beruf wird dadurch geschlechtsspezifisch potenziert. Nicht zufällig wimmelt es in den Schriften Max von der Grüns oder etwa auch Hans Dieter Baroths von Metaphern, die den Bergmann in den Kreis des Soldatentums rücken und ihn zum Söldner, Kriegsgefangenen, Sträfling machen[26].

Andererseits tragen die deutschsprachigen Erzählungen stärker ausgeprägte „romantische" Züge als die niederländischen, indem sie oftmals Auswege aus der Realität anbieten. Auch dort, wo die Autoren die dunkleren Aspekte des Reviers offen schildern, geschieht dies zumeist in der Absicht, hehre Begriffe wie Berufung und Weihe, Pioniergeist und Opfer um so prononcierter hervortreten zu lassen. Sogar in Romanen aus jüngster Zeit, in denen kaum noch idealisiert wird, erhält der Bergbau, sobald die Hauptperson ihm den Rücken gekehrt hat, irgendwie eine paradiesische Aura.

Vielleicht erklärt sich der stärkere romantische Einschlag teilweise aus unterschiedlichen kulturellen Traditionen, nicht zuletzt aus dem Einfluß des vorindustriellen Erzbergbaus. Die politische Dimension mag wiederum eine Folge des beachtlichen Einflusses sein, den die Sozialdemokratie auf die Entwicklung der Arbeiterbewegung ausgeübt hat. Ohne Zweifel spielt außerdem die generelle politische Geschichte Deutschlands eine wichtige Rolle, in der innerhalb eines halben Jahrhunderts Kaiserreich, Weimarer Republik, Drittes Reich, Besatzungszeit und Bundesrepublik sich einander abgelöst haben.

In den Niederlanden begann der Aufschwung des Steinkohlenbergbaus relativ spät an der Wende zum 20. Jahrhundert, ohne daß er die für die übrigen Industriestaaten typischen Verflechtungen mit der Eisen- und Stahlproduktion erfahren hat. Diese Entwicklung vollzog sich überdies in einer von der Landwirtschaft geprägten Region, die nur spärliche Verbindungen zu den Zentren der Arbeiterbewegung hatte. Daher entstand in den Niederlanden keine Tradition im Sinne einer ausgesprochen eigenständigen Gattung der Arbeiterliteratur wie an der Ruhr, wenn sich freilich ein Autor wie von der Grün von dergleichen Etiketten distanzierte[27]. Die katholische Kirche, die im Limburger Revier fast ein geistliches Monopol ausübte und vom abschreckenden Beispiel der „roten" Reviere im Ausland lernte, hat mehr oder weniger verhindern können, daß Sozialdemokraten oder Kommunisten sich als Wortführer der Bergarbeiter etablierten. Nach 1960 verlor die katholische Kirche zwar rasch ihren Einfluß, aber bald schon wurden sämtliche Zechen geschlossen.

Die Bergwerksromane aus Limburg spiegeln diesen „Sonderweg" wider. Zwar erzählen sie gelegentlich von sozialen Gegensätzen, nur selten jedoch vom Klassenkampf im üblichen Sinne. Wenn dieser schon zum Thema wurde, dann als Strohfeuer (bei Jef Last), als etwas weit entferntes, beispielsweise in Spanien (Peter Lenssen), oder als eine Sache der Sektierer (Rolf Keuler). Die räumliche Ausdehnung des Bergbaus in Limburg und sein Heranwachsen zum Großbetrieb begannen zu spät und dauerten zu kurz, um Traditionen zu schaffen. Das mag der Grund sein, weshalb in einem beachtlichen Teil des Schrifttums aus diesem Revier die Begleiterscheinungen zweier Entwicklungen überwiegen: das Eindringen des Bergbaus in eine geschlossene Agrargesellschaft und sein ziemlich abruptes, für manche wohl traumatisches Ende.

Anmerkungen

1 Vgl. dazu Kocks 1983.
2 Grabein 1910 b, S. 7.
3 Vgl. Perry 1996.
4 Vgl. ders. 1995, S. 40.
5 Osterroth 1927, S. 34.
6 Ebd.
7 Vgl. ebd., S. 23.
8 Ein Beispiel in Büscher 1978, S. 24: „Auch mein Vater hatte nur zu gern den Beruf des Landmannes statt den des Bergmannes ausgeübt."
9 Vgl. Becker 1984, S. 109.
10 Vgl. Schwarz 1986, S. 77.
11 Grünberg 1982, S. 159.
12 „De Arbeiderspers (Die Arbeiterpresse)" in Amsterdam, ein sozialdemokratischer Verlag, veröffentlichte 1936 eine niederländische Uebersetzung.
13 Marchwitza veröffentlichte zwei weitere

Bände über die Kumiaks: Die Heimkehr der Kumiaks (1952) und Die Kumiaks und ihre Kinder (1959), beide sind aber klischeehafter als der erste Kumiak-Roman.

14 Geissler 1964, S. 142.

15 Vgl. Schoeps 1992, S. 73.

16 Vgl. ebd., S. 49.

17 Mühle 1935, S. 202: „Vor Ort".

18 Vgl. hierzu Kusters 1994, S. 19-21.

19 Lötte 1937 b, S. 26: „Sieben gefallen". Das Gedicht bezieht sich auf die Opfer eines Grubenunglücks auf der Zeche Laurweg in Kohlscheid bei Aachen.

20 Hervorhebung v. Vf.

21 Das Exemplar des Romans, das ich in der Bibliothek des Instituts für Bergbaukunde der RWTH Aachen vorfand, ist abgestempelt „Anschaffungsjahr 1937". Im gleichen Jahr erschien ebenfalls in Essen „Vor Ort. Ausgewählte Bergmannsgedichte von Fritz Lötte". Seine Gedichte erschienen auch im „Ruhrarbeiter", dem Organ der Deutschen Arbeitsfront, und 1935 in Hans Mühles Auswahl „Das Lied der Arbeit". Biographische Daten entnahm ich – unter Vorbehalt – Mühle 1935, S. 272, und dem „Zum Geleit" in Jupp Hasselbeck.

22 Vgl. Schoeps 1992, S. 49.

23 Lötte 1937 b, S. 24.

24 Van Looi 1946. „Koolputter" ist der Ausdruck für Bergmann im Belgisch-Limburger Revier.

25 Friedhelm Baukloh in: Frankfurter Hefte, 6/1963. Teile seines Aufsatzes wurden aufgenommen in: Reinhardt 1990, S. 79-83, hier S. 79.

26 Wie z.B. in der bemerkenswerten Skizze von Heinrich Böll „Im Ruhrgebiet" von 1958, in: Böll 1969, S. 9-36.

27 Vgl. Reinhardt 1990, S. 61 und 141.

Bibliographie

BAROTH, Hans Dieter:
1978 Aber es waren schöne Zeiten, Köln 1978.
1980 Streuselkuchen in Ickern, Köln 1980.
1987 Mann ohne Namen, Essen 1987.

BECKER, Colette:
1984 Emile Zola – Germinal, Paris 1984.

BEERTEN, Luc:
1988 De put – Een stomme film, Nijmegen 1988.

BÖLL, Heinrich:
1969 Aufsätze – Kritiken – Reden, Bd. I, München 1969.

BREUKER, Georg:
1954 Jörgen der Bergmann – Roman aus dem Bochumer Kohlenrevier, Hattingen (Ruhr) 1954.

BÜSCHER, Josef:
1978 Zwischen Tackenberg und Rothebusch – Geschichten aus dem Kohlenpott, Oberhausen 1978.

CAPEL, Willem:
1947 „Glück auf", Kompeltje! – Roman uit het mijnwerkersleven in Nederland, Haarlem 1947.
1955 Glück auf, Herbert! – Erzählung aus dem Leben eines Grubenjungen, Luzern 1955.

CLAES, Jef:
1926 De meesters der Kempen, Brugge o.J. [1926].

EERENBEEMT, Noud van den:
1968 De Berenkuil, Amsterdam 1968.

GEISSLER, Rolf:
1964 Dekadenz und Heroismus: Zeitroman und völkisch-nationalsozialistische Literaturkritik, Stuttgart 1964.

GLUCHOWSKI, Bruno:
1985 Die Dörings – Arbeiterleben 1912 bis 1938, Oberhausen 1985.

GRABEIN, Paul:
1910 a Die Herren der Erde – Roman aus dem Bergmannsleben, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart o.J. [1910].
1910 b Aus dem Reiche der schwarzen Diamanten – Bilder aus dem Bergmannsleben, Leipzig/Berlin/Frankfurt/Paris 1910.

GRIMM, Hans:
1975 Volk ohne Raum, 4 Bde, Lippoldsberg 1975 (Erstdruck 1926).

GRÜN, Max von der:
1962 Männer in zweifacher Nacht, Recklinghausen 1962.
1965 Irrlicht und Feuer, Frankfurt (Main)/Wien/Zürich 1965 (Erstdruck 1963).
1980 Etwas außerhalb der Legalität und andere Erzählungen, Darmstadt/Neuwied 1980.

GRÜNBERG, Karl:
1982 Brennende Ruhr. Roman aus der Zeit des Kapp-Putsches, München 1982 (Erstdruck 1928).

HEIJERMANS, Herman:
1911 Glück auf! – Een spel-van-de-mijnen, Amsterdam 1911.
1924 Droomkoninkje – Een verhaal voor groote kinderen, Amsterdam 1924.

HOLLEWIJN, Bèr:
1952 Brandende aarde – Een brok geschiedenis van de mijnstreek, Heemstede o.J. [1952].
1978 Slaven van het zwarte goud – Limburgse roman, Naarden 1978.

KAUTZ, Heinrich:
1928 Im Schatten der Schlote – Versuche zur Seelenkunde der Industriejugend, Einsiedeln 1928.

KEULER, Rolf:
1936 De onverzoenlijken, Amsterdam 1936.

KOCKS, Klaus:
1983 Montangeschichten und Montangeschichte: Zum Motiv der Langen Schicht, in: Der Anschnitt 35, 1983 S. 201-208.

KUSTERS, Wiel:
1994 Een groot en donker woud – Over mijnen, mijnwerkers en de literaire verbeelding, in: Redes gehouden op de 18e Dies Natalis van de Rijksuniversiteit Limburg, Maastricht 1994, S. 9-23.

LAST, Jef:
1941 Van een jongen die een man werd, Baarn, o.J. [1941].

LENSSEN, Peter:
1989 Toplöss, Breda 1989.

LÖTTE, Fritz:
1937 a Jupp Hasselbeck und sein Erbstollen – Ein Bergmannsroman von der Ruhr, Essen o.J. [ca. 1937].
1937 b Vor Ort. Ausgewählte Bergmannsgedichte. Mit neun Scherenschnitten von Georg Sluyterman v. Langeweyde, Essen 1937.

LOOI, Minus van:
1946 Koolputtersvolk, Diest 1946.

MARCHWITZA, Hans:
1930 Sturm auf Essen – Die Kämpfe der Ruhrarbeiter gegen Kapp, Watter und Severing, Köln 1972 (Erstdruck 1930).
1934 Die Kumiaks, Zürich/Wien/Prag 1934.

MÜHLE, Hans (Hrsg.):
1935 Das Lied der Arbeit – Selbstzeugnisse der Schaffenden. Ein Querschnitt durch die Arbeitsdichtung der Gegenwart, in Zusammenarbeit der Deutschen Arbeitsfront mit dem Reichsnährstand, dem Reichsstande des Deutschen Handwerks und dem Arbeitsdienst herausgegeben. Mit einem Geleitwort von Dr. Robert Ley, Gotha 1935.

NOLTING, G.:
1946 Knokenflip – Een mijnwerker vertelt, Kerkrade, o.J. [ca. 1946].

OSTERROTH, F.:
1927 Unter Tag. Bergbau- und Bergarbeiterdichtung unsrer Zeit, Berlin 1927.

PAASMAN, Tjeerd:
1929 De tocht door het donker, Amsterdam 1929.

PERRY, Jos:
1995 De mijn als roman, in: Maatstaf 43, 1995, H. 9/10, S. 39-47.
1996 Een Hollander in het Ruhrgebied. Herman Heijermans en zijn toneelstuk „Glück Auf!"', in: Nachbarsprache Niederländisch. Beiträge zur Sprache, Literatur und Landeskunde der Niederlande und Flanderns 11, 1996, H. 2, S. 102-117.

REINHARDT, Stephan (Hrsg.):
1990 Max von der Grün. Texte, Daten, Bilder, Frankfurt (Main) 1990.

RUTTEN, Felix:
1914 Onder den rook der mijn – Eene novelle uit Limburg, Amsterdam o.J. [1914].

SCHLINKERT-GALINSKI, Martha:
1947 Der Schatten des Schlotes, Aachen 1947.

SCHOEPS, Karl-Heinz Joachim:
1992 Deutsche Literatur zwischen den Weltkriegen. Teil III: Literatur im Dritten Reich, Bern 1992.

SCHOLTES, Louis:
1980 Godvruchtig geweld, Oirsbeek 1980.

SCHREURS, J:
1941 Kroniek eener parochie – De kraai op den kruisbalk, Utrecht o.J. [1941].
1947 Mijn moeder Elisabeth – Roman uit de mijnwerkerswereld, Baarn 1947.

SCHWARZ, Georg:
1986 Kohlenpott 1931, Essen 1986 (Erstdruck 1931).

STENBOCK-FERMOR, Graf Alexander von:
1928 Meine Erlebnisse als Bergarbeiter, Stuttgart 1928.

THIJS, Ger:
1984 De huilende man, Amsterdam 1984.

WILLIAMS, S.:
1932 Naar de mijnen, Nijkerk 1932.
1935 Een zware strijd, Hoorn o.J. [ca. 1935].
1937 Duisternis, schemering en licht – Een verhaal uit het mijnwerkersleven in Nederland, Hoorn o.J. [1937].

WOHLGEMUTH, Otto:
1950 Im Stollen – Erzählungen aus der Welt des Bergmanns, Kevelaer 1950.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Jos Perry
Universiteit Maastricht
Faculteit der Cultuurwetenschappen
Postbus 616
NL-6200 MD Maastricht